

len stürzt plötzlich auf mich ein und nimmt mir fast die Freude am Wiedersehen.

Sie gibt mir die Hand, küßt mich kurz – und fährt zurück. „Seit wann rauchst du?“ Ich winde mich und greife zur Notlüge: „Ein älterer Herr im Abteil hat so starke Zigarren geraucht.“

Darauf sagt sie in ihrer nun wieder heimischen Sprache: „Na selle, hasche woll geschmust mit iahm!“ Da müssen wir beide lachen, und ich brauche nicht mehr zu lügen.

Es muß mir sofort auffallen, daß sie sehr darauf bedacht ist, ein allzu enges Dahinspazieren zu vermeiden, und beim Versuch, den Arm um ihre Schulter zu legen, weist sie dieses Ansinnen sanft, aber bestimmt ab. „Bitte nicht hier“, sagt sie, „ich habe meine Gründe dafür.“

Ich bin bei ihr zu Hause beziehungsweise bei den beiden Tanten, wo sie wohnt, zum Essen eingeladen. Wir gehen direkt zur Villa, in der sie leben. Das Haus liegt in einem kleinen Obstgarten nahe dem Flußufer. Zwei überdachte Steinbalkons, ein hübscher Erker, die verzierte Haustür mit üppigen Messingbeschlägen, eine stark verwitterte, rissige Fassade zeugen von einem ehemals reichen Bürgerhaus.

Ich werde vorgestellt und in jener überherzlichen Art von allen Seiten beschnuppert, wie sie den Menschen eigen ist, die über uns am liebsten alles wissen möchten, bevor wir ihr Haus betreten. Ich fühle mich unwohl, und einen Moment geht es mir durch den Kopf, daß mein würdiger Reisenachbar viel besser in diese grünekachelte Eingangshalle und zu den weißhaarigen Damen gepaßt hätte.

Wir gehen hinauf in den Salon. Wo ich auch hinsehe, alles sehr gepflegt, gediegen und echt. Unter kristallenem Luster ein schön gedeckter Tisch.

Nachdem ich mein kleines Gepäck ins Zimmer gebracht und mich etwas erfrischt habe, nehme ich meinen Platz an der Tafel ein. Das Essen ist köstlich. Es gibt mir die Möglichkeit, meine anfängliche Zurückhaltung abzubauen und in ein zwangloses Gespräch zu kommen.

Nicki sagt fast nichts, sodaß sich bei mir der Eindruck verstärken muß, ich sei in böswilliger Absicht den beiden Damen zum Fraß vorgeworfen worden. Zu meinem Glück schwärme ich bereits für alles, was mit Essen zu tun hat, doch dieses komplizierte Nachreichen der Speisen, um ja nicht den Eindruck zu erwecken, man sei mit Heißhunger ins Haus gefallen, das stellt meine Beherrschung auf eine arge Probe.

Als es beim anschließenden Kaffee ähnlich zugeht, beginne ich im Stillen meine Flucht vorzubereiten. Dann klopfen mich die Damen literarisch ab. Ob mir Bergengruen ein Begriff sei? Ich kann ein paar Titel

aus dem Gedächtnis hersagen, räume aber gleich ein, daß er nicht zu meinen bevorzugten Autoren zähle. So gewinne ich etwas Freiraum, denn es ist mir aus all den Fragen schon klar geworden, daß mich die Damen zu ihrer Selbstbeweihräucherung in die Zange genommen haben.

Draußen jubeln indessen in den blühenden Obstbäumen die Vögel. Endlich räumt Nicki ab. Als wir uns, spät am Nachmittag, erheben, habe ich zwar das Gefühl, wie ein unerfahrener Boxer zwischen den Attacken der beiden Tanten hin und her getaumelt zu sein, doch zugleich ist mein Schweißstuch zum Badetuch meines feudalen Quartiers geworden. Ich habe mich behaupten können.

Ich werde von Nicki auf einen Stadtbummel eingeladen. Während unseres Dahinschlenderns zwischen den eisrutschenden Mädchen und den Burschen, die auf den Sätteln ihrer geparkten Motorräder aufs Großwerden warten, erfahre ich von Nicki, daß ich am Abend von den geistprühenden Damen in Ruhe gelassen werde ...

*

Der Abend bleibt zu unserer Verfügung. Eine süße, schwere Blütenluft dringt mit der Dämmerung in unser Atmen – und Nicki ist wie verwandelt. Sie hält mich fest an der Hand und führt mich in die Auen des Eisack. Dabei neckt sie mich mit einer verspielten Fröhlichkeit, daß ich glaube, mein Herz müsse zerspringen. Sie erklärt mir ferne Lichter, drückt sich an mich und umarmt und küßt mich mit einer unerfahrenen Heftigkeit.

Wir kommen immer tiefer in den Auwald, und in der Dunkelheit vermag ich die verworrenen Schattengebilde nicht mehr zu unterscheiden. Nur die Birken mit ihren hell aufragenden Stämmen sind noch zu erkennen. „Da, was ist da vorn, schau, da ist etwas, da kommt jemand, das ist ein Feuerzeug“, sage ich aufgeregt zu Nicki, die, ihre Wange an meine Schulter gelehnt, still neben mir geht.

„Nein, nein“, sagt sie in leisem Ton, „das sind nur die Irrlichter im Moor, hast du noch nie solche gesehen?“

Ich bleibe gebannt stehen und drücke Nicki fest an mich, so, als wäre es endlich Zeit geworden, ihr zu zeigen, daß sie an meiner Seite nichts zu fürchten habe. Dann schaue ich aufmerksam um mich und bin gefangen vom gespenstischen Aufleuchten und Erlöschen der kleinen zittrigen Flämmchen, die manchmal so schwach leuchten wie weit entfernte Glühwürmchen, um schon Augenblicke später in allernächster Nähe fast halbmeterhoch durchs buschige Gras zu huschen.

Ich bin so gebannt von diesem Naturschauspiel, daß ich fast Nicki an meiner Seite vergesse: „Schau, da drüben“, sagt sie mit ihrer weichen, fast kindhaften Stimme, „da weiß ich einen Platz; komm, du siehst hier zu wenig, glaub' ich, laß dich führen!“

Ich bin froh um ihre Hilfe, denn ich bin schon mehrmals über Wurzelwerk gestolpert und habe das umstehende Gestrüpp im Gesicht zu spüren bekommen. Nach einigen Schritten sind wir auf einer kleinen Lichtung, einer Art Laube mit einem starken Baum, dessen Äste ein Stück des dichten Grases trockenhalten.

„Schau, wie schön es hier ist“, sagt Nicki, „weißt du jetzt, warum ich gesagt habe, du sollst deinen Mantel mitnehmen?“ Ich verstehe und breite den Mantel ins Gras.

„Hörst du?“ flüstert Nicki, und fährt mir mit ihrem Finger an die Lippen.

„Ja, was ist das für ein Vogel?“ frage ich voll Staunen.

„Die Nachtigall“, belehrt mich Nicki. Und ich lausche und hebe alle meine Sinne in das Dunkel, in diese Nacht im Mai, erfüllt von der wundervollen Süße der Nachtigall. Ich bin zutiefst ergriffen und kann nichts mehr sagen in der unbeschreiblichen Schönheit dieses Gesanges.

„Das werde ich nie mehr hören in meinem Leben“, sage ich in einem leisen Schreck, denn die Worte scheinen nicht von mir zu kommen. „Wie willst du das sagen können?“ fragt Nicki fast lachend.

„Weil ich es so stark fühle in diesem Augenblick“, stelle ich fest.

Dann bittet mich Nicki, ihr von meinen Erlebnissen am Berg zu erzählen. Aber ich kann nicht sprechen, denn der Gesang des kleinen Vogels und die flackernden Irrlichter des Moores sind plötzlich in eine dunkle, unwirkliche Röte gehoben, als komme von fern her das Zeichen eines großen Brandes. Sie schlingt ihre Arme um mich, und so bleiben wir im vergänglichen Glück dieser Stunde aneinandergeschmiegt, bis mir der Mond ihr Gesicht in verwandelter Schönheit schenkt.

Uns fröstelt, wir fühlen in den Haaren den Tau. „Wollen wir nach Hause gehen“, fragt Nicki leise und unsicher, als sei es ihr peinlich, meine Gedanken zu stören. Wir sind schnell zu Hause. Als Nicki die Haustür geräuschlos geschlossen hat, faßt sie meine Hände: „Es tut mir leid, daß ich dir weh tun muß, aber ich weiß nicht, ob es mit uns weitergeht!“ Sie entzieht sich meiner Umarmung in der Angst, belauscht zu sein.

„Geh jetzt, bitte, hinauf“, wünscht sie flüsternd, gibt mir einen schnellen Kuß, und ihr gehauchtes „Gute Nacht“ nimmt sie schon mit in ihr Zimmer hinein. Ich stehe in der spärlich beleuchteten Halle und fühle mich wie ein Verurteilter, der in die Verbannung geschickt wird.

Langsam steige ich die Treppe empor und gehe in das noble Gästezimmer. Es kommt mir alles vor wie ein Traum. Meine Augen brennen, und ich wasche mir flüchtig das Gesicht. Dann trete ich ans Fenster und öffne weit beide Flügel, so als wollte ich in diese unwirkliche, unwiederbringliche Nacht hinausschreiten.

Die Stimmen der Frösche sind leiser geworden, die Nachtigall schläft in der Laube im Moor. Am späten Vormittag geht der Zug ...

*

Zurück von meiner Minnefahrt, die unversehens zur Pilgerreise geworden ist, nimmt mich das Nächtigungspersonal in der Galzig-Bergstation gleich in Beschlag. Sie erwarten sich eine abendfüllende Reiseschilderung, doch muß ich sie enttäuschen. Auch ihre Einladungen zu Speis und Trank verleiten mich nicht zu längerem Aufenthalt. Ich vertröste ihre Neugier auf später.

Auf der Umfassungsmauer des Stationseinganges sitzend, gehen mir die neugierigen Fragen von Nickis Tanten durch den Kopf, und ich frage mich nach dem Grund dieser beinahe läppischen Ausquetscherei. Worin bestand der Spaß der hochbetagten Damen, mich, den es durch Zufall für ein paar Stunden in ihr stilles Heim verschlagen hat, so zu prüfen? Sie sind doch, jede für sich, ein halbes Jahrhundert länger in dieser Welt als ich. Wozu müssen sie mir ihre Klugheit beweisen? Und mit welchem Ernst sie ihre, sogar mehrmals gelesenen Romane aufzählten! Da kommt mir der Gedanke, es müsse Leute geben, die ihr ganzes Leben nur lesend zubringen, die alles, was um sie herum vorgeht, lieber aus den Büchern erfahren. Wenn ich mich von meinem Gipfel aus umschaue und bis in den Horizont die leuchtenden Firne in ihrer majestätischen Größe und Ordnung aufgereiht sehe, werden solche Tischgespräche zu Unwichtigkeiten, die mir, wenn ich mich ihrer erinnere, nur ein mitleidiges Lächeln entlocken.

Zu meinem Trost hat es neben diesen beklemmenden „Plaudereien“ auch Stunden gegeben, die mir mein Herz weiteten.

In der Nüchternheit meiner Behausung trinke ich ein Glas Wasser langsam leer und frage mich, was eigentlich war.

Meine Decken riechen wieder nach Wolle – und ich fühle mich in einem Zustand, der zum Träumen keinen Anlaß gibt.

Edmund holt mich am Morgen meines ersten Dienstes mit einer offenen Attacke aus der fragwürdigen Höhe meiner Leidenschaft: „Dafür, daß du so weit gefahren bist, schaust du aber gar nicht glücklich aus!“

Ich wehre mich nicht und lasse seine Anspielungen an mir hinabrinnen, als hätten sie nichts mit mir zu tun.

Nach einer Woche trifft es sich, daß ich wieder einige Tage frei habe. Nicki hat mir in einem Brief ihr Tantenklima sehr positiv geschildert und mir einen Besuch freigestellt.

So stehe ich also zum zweiten Mal am Brenner, nur haben meine Freunde in den bunten Uniformen kein Verständnis für meinen abgelaufenen Paß. Und wieder freut sich Edmund diebisch über meinen verhinderten Minnedienst: „Du wirst vor den Italienern gestanden sein wie der Hund eines Jägers, der bei der Schlachtschüssel ausgesperrt wurde“, sagt er mit breitem Lachen und macht dabei mit der flachen Hand den schweifwedelnden Hund nach.

Trotz aller Ungereimtheiten in meiner Beziehung zu Nicki wird der Brenner zu einer magischen Gewalt für mich.

Meinen nächsten Ausritt plane ich mit dem Rad, denn ich bin ja in jenem Alter, da es noch stolz macht, von sich selbst etwas zu verlangen. In einem Brief läßt mich Nicki wissen, daß sie eine Stelle bei einem Arzt in Sterzing angenommen habe und – sie freue sich auf einen Brief. Nun, wo ein Brief erfreut, kann man wohl auch einen „Guten Tag“ wünschen. Den Unterschied zwischen notwendigem Takt und vermeintlich berechtigtem Anspruch des Herzens kenne ich noch nicht; ich muß ihn erst erfahren – leidvoll!

*

In den Mußestunden nach Dienstschluß kuriere ich die Folgen dieses unverzeihlichen Einfalls wieder geduldig aus. Nächtelang mache ich mir Vorwürfe über meinen Schwachsinn, der mich verleitet hat, mit dem Dreigang-Fahrrad in zwei Tagen die Strecke Innsbruck-Sterzing-Jaufenpaß-Meran-Bozen-Klausen-Innsbruck ohne jegliches Training in Angriff zu nehmen. Zur physischen Belastung durch die zu bewältigenden Bergstrecken addierte sich der psychische K.o.-Schlag durch Nicki, den sie mir – aus sicherer Distanz über eine Gartenmauer hinweg mit dem unmißverständlichen: „Es ist besser für uns beide, wenn du jetzt gehst“ – verpaßte. Bevor ich von meinem „Glück“ noch etwas begreifen konnte, hatte Nicki die Tür hinter sich zugezogen.

Durch diese „Schicksalsgunst“ ermuntert, bewältigte ich den noch winterlichen Jaufenpaß. Auf der Strecke über Meran nach Bozen hinunter konnten sich mein Herz und mein schweißtriefender Körper wieder er-

holen. Auf der Steigung Richtung Brenner, zudem ohne Verpflegung der vollkommenen Erschöpfung nahe, spülte mich ein Wolkenbruch in Klauen in das nächstbeste Albergo.

Die rettende Unterkunft paßte wunderbar zu meinem Zustand. Vier weiße Mauern, ein weißes Bett und ein schräger, brüchiger Kasten. In Reichweite vor dem Fenster eine Mauer – nur der Gasauslaß in der Decke fehlte. Als die Wirtin über die Stiege hinuntergegangen war, lag ich schon im Bett – hungrig und frierend. Wenn ich den Nächtigungspreis von meiner Barschaft abzog, blieb noch die Erkenntnis übrig, daß ich das nächste Essen bei meiner Mutter bekommen würde. Ich mußte durchfahren bis Innsbruck.

Zusammengekrümmt wie ein Engerling lag ich unter der dürftigen Decke in dem feuchtkalten Verließ. Durch das Aufzählen aller Ungerechtigkeiten in der Welt, suchte ich in den Schlaf zu kommen. Ich getraute mich nicht, Gott um Hilfe anzuflehen, denn für diesen Versuch hätte ich meine Hände unter der Decke hervornehmen müssen. Ich wollte jedoch an diesem Abend nichts mehr riskieren ...

Der Espresso und das windige Gebäck waren nicht geeignet, mir optimale Startverhältnisse zu garantieren. Ich mußte auf die Zähne beißen, was mir in Anbetracht der Tatsache, daß meine Kleidung noch naß war, nicht schwer fiel.

Nach vielen Ewigkeiten im ersten Gang und mühseligem Schieben, doch von einem leichten Regen weiterhin frisch gehalten, ging es endlich abwärts. Ich durfte wieder Hoffnung schöpfen, meinen unvernünftigen „Giro“ trotz aller Strapazen zu bewältigen. Die Kraft, die er mich gekostet hatte, schenkte mir dafür die Erkenntnis, daß es mit Nicki vorläufig – oder für immer – aus war. Bestimmt hätte es auch andere Möglichkeiten gegeben, zu dieser Einsicht zu gelangen, doch das weiß man ja immer erst im Nachhinein.

Mit größter Vorsicht querte ich die glitschigen Schienen beim Sonnenburger Hof. Innsbruck lag unter mir, als Heimat und Rettung. Wo eine Mutter ist, ist ein Herd, und wo ein Herd ist, ist Wärme. In dieser Gewißheit trat ich auch abwärts mit letzter Kraft in die Pedale.

Meine Mutter schaute ähnlich erfreut, wie tags zuvor Nicki, als sie mich vor der Gartenmauer schweißtriefend auf dem Rad sitzen sah. Nur war ich jetzt noch schlimmer daran.

Krank, durchnäßt, abgerissen und um einiges älter geworden, stand ich da – aber meine Mutter zog die Tür nicht zu.

*

Wann werden all die Ungereimtheiten meines Handelns der Vergangenheit angehören? Kaum liegt eine unüberlegte Aktion hinter mir, reißt mich schon der nächste hitzköpfige Einfall in neue Verstrickungen.

So ist es auch an einem ungewöhnlich kalten Tag eines Wetterumsturzes im Juni. Bedingt durch wenige Fahrten bei der Bahn kann ich mich für kurze Zeit in St. Christoph umsehen, was es an interessanten Dingen in dieser Wetterdüsternis zu beobachten gibt. Bald werde ich fündig. Beim Hotel Arlbergerhöhe ist das Motorrad der zwei Gendarmen abgestellt, die zur Valluga-Gratstation unterwegs sind, weil es gilt, dort einen Arbeitsunfall aufzuklären. Kaum habe ich die schmucke Puch 250 TF entdeckt, ist mein Wunsch auch schon übermächtig, das neue Gefährt in einer Runde zu testen. Die verbotene Inbetriebsetzung ist das Werk von Sekunden, und schon bin ich unterwegs zur Alpe Rauz. Daß das Fahrzeug mit Blaulicht und einer breiten Tafel „Gendarmerie“ ausgestattet ist, stört mich so wenig wie das leichte Schneetreiben und die empfindliche Kälte für meine recht dürftige Bekleidung.

Nach geglücktem Ausritt ohne Vorkommnisse, aber mit kälteklammen Fingern wieder auf der Bergstation, betreten bald darauf die zwei Gendarmen mein Zimmer, glücklich, nach dem unwirtschaftlichen Einsatz am Grat einen warmen Raum mit Aufwärmer aus meiner stets vorhandenen Flasche vorzufinden. Dann, als sie ins Tal gefahren sind, kommt nach kurzer Zeit ihr Telefonanruf: „Sie! Sie werden sich wegen versuchten Diebstahls, böswilliger Sachbeschädigung und unerlaubter Inbetriebnahme eines Exekutivfahrzeuges zu verantworten haben. Sie werden noch von uns hören.“ Grußlos wird aufgelegt.

Meine Befürchtungen, jetzt werde Lebensbedrohliches auf mich zukommen, halten sich in Grenzen, weil ich mich ja Minuten zuvor mit den beiden mir bekannten St. Antoner Gesetzeshütern per „du“ und noch dazu sehr fröhlich unterhalten habe. Schon ein paar Tage später wird mir ein eingeschriebener Brief zugestellt, wonach ich mich bei erster Abkömmlichkeit vom Betrieb auf dem Posten in St. Anton zu melden habe.

Als ich vor dem Postenkommandanten stehe, habe ich einen reifen Mann in dekoriertes Uniform vor mir, der jedoch sehr menschliche Züge ausstrahlt, beinahe eine Vaterfigur. Ich lege meinen Führerschein vor, dann beginnt er: „Also zwanzig sind Sie. Ja, ja, das ist genau das Alter, in dem es zu solchen Delikten kommt, immer wieder, das ist nichts Neues. Aber mit einem Exekutivfahrzeug! Das ist mir noch nie untergekommen, das ist kein unbedachtes Lausbubenstück mehr.“

In meinem Kopf hämmert es. Ich muß eine Möglichkeit finden, der Situation einen möglichst guten Ausgang zu verschaffen. Mir gelingt

das Klügste, und ich stammle unter Tränen: „Ich sehe ja ein, daß man mich bestrafen muß, aber bitte sagen Sie meinem Vater nichts, der schlägt mich arbeitsunfähig.“

Und siehe da, das Wort arbeitsunfähig muß ihn getroffen haben, darunter kann er sich als akkurater Beamter gewiß eine ganze Menge von Unannehmlichkeiten vorstellen – und so höre ich bald sein abwägendes: „Hm, hm, schwierig, aber wir könnten, hm – weil Sie ja noch so jung und vor allem unbescholten sind, es ausnahmsweise mit einer Verwarnung gut sein lassen, wenn Sie mir versprechen, daß ...“

Ich spreche gleich alle Eide und heiligen Beteuerungen über den Tisch, die mir in meinem Aufatmen einfallen. Mit der gestrengen Bemerkung: „Aber die fünf Schilling Strafe für das Nichtmitführen des Zulassungsscheines, die müssen Sie zahlen“, schiebt mir der Postenkommandant meinen Führerschein mit bemüht ernsthafter Miene über den Tisch.

Augenblicklich liegt der Betrag auf dem Tisch, denn ich habe es eilig fortzukommen. Lange hätte ich das Lachen nicht mehr verbeißen können – wegen des Zulassungsscheines. Woher hätte ich ihn auch nehmen sollen? Der weise Richter hat mit seinem Urteil wohl getan, denn ich habe in der Folge nie mehr ein fremdes Fahrzeug in unlauterer Absicht angerührt.

*

Der regnerische, kalte Juni kündigt, obwohl er sich schon seinem Ende zuneigt, noch immer keine Sommerwärme an. In meine wetterbedingte Unlust bekomme ich ein Telegramm und noch am selben Tag den darin angekündigten Besuch meines Freundes Volkmar aus Innsbruck. Er hat die schriftliche Matura mit gutem Ergebnis in der Tasche und möchte vor der nächsten Hürde, der „Mündlichen“, bei mir auf der Bergstation ein wenig ausspannen – eine Idee, die mich begeistert, denn die Tage mit Volkmar werden mit Sicherheit die kurzweiligsten meines Aufenthaltes auf der Station sein. Die fast unheimliche Belesenheit des Reifeprüflings ist ein unerschöpflicher Brunnen für unsere Gespräche bis tief in die Nacht. Dagegen nehmen sich die geistigen Menüs, die ich einzubringen weiß, eher spärlich aus. Gemessen an Volkmars fundierter humanistischer Bildung kommt mir mein eigener Einblick in die Welt des Geistes wie ein zaghaft angelesenes Halbwissen vor. Doch ich habe als Gegenleistung sicher geführte Wanderungen mit Regenschutz anzubieten, die ihn genauso erfreuen, wie mich der mühelose Zugriff in sein vielschichtiges Wissen.

In der Post von St. Anton aber treffen Pakete von Volkmar's Mutter ein, und der Schalterbeamte glaubt, wir bereiten eine Expedition vor. Volkmar lästert über die Fürsorglichkeit seiner Mutter, die bis zum Schnittlauch für den grünen Bohnensalat alles mitgepackt hat. Und mit einer großen Menge Zwiebel und Knoblauch will sie uns sicher nicht nur die Zähne bewahren helfen, sondern auch andere Gefahren von uns fernhalten. Als Volkmar aus einem der Pakete eine mit weißem Pulver gefüllte und mit dem Aufdruck „Büstenhalter“ versehene Plastikhülle zieht und den handschriftlichen Vermerk „Trockenmilch“ auf der prallen Packung liest, lachen wir beide hell auf, und Volkmar meint schmunzelnd: „Das kann auch nur meiner Mutter einfallen.“

Es sind herrliche Abende mit Volkmar, und gleich den ersten füllen wir mit den Angreifern der Südstaaten im Sezessionskrieg. Über die begleitende Musik von Dave Brubeck und Glenn Miller landen wir mit den Klängen der Bruckner-Symphonien beim letzten Aufgebot der Tiroler Freiheitszeit. Das Kampfgetümmel einer siegreichen Bergiselschlacht verebbt in den Schwaden unserer Schalen voll Tee und Enzian, und die letzten Parolen kommen schon aus halbem Schlaf auf das verlassene Schlachtfeld. Den zweiten Abend streifen wir durch die Antike, nehmen uns die Ilias vor und begeistern uns an den Olympischen Oden des Pindar. In die Pausen unseres Gesprächs hinein erklingen Beethovens Ouvertüren, bis unser Gähnen lauter tönt als der hehre Geist.

In unseren unbeschwerten Stunden – der Regen hält jede Störung von uns ab – genießen wir es, daß vor langer Zeit so kluge und fleißige Geister ihre Einfälle und die oft unüberschaubare Fülle ihrer Arbeit einer durstigen Nachwelt vermachten. In den Stunden, da wir zu müde sind, uns zu unterhalten, greifen wir in Volkmar's Bücherkarton, und jeder baut sich bis tief in die Nacht hinein seine eigene Welt, egal, ob sie in der Antike ersteht oder in Paris – aus den Sonetten von „Les Fleurs du Mal“ des unvergleichlichen Charles Baudelaire.

*

Das Wetter ist unverändert, es regnet in Strömen, und unser Abschiedsabend steht bevor. Wir wollen ihn in zivilisierter Weise auf unserer Station begehen, weil wir uns zu dieser Zeit in St. Christoph drunten nichts an Unterhaltung erwarten können. Notwendig aber ist, daß ich Volkmar für einen Verpflegungsgang ins Tal schicke. Ich instruiere ihn gewissenhaft, versorge ihn mit einer hinreichenden Summe für den Einkauf, erkläre ihm die Handhabung des Kabinentelephons – und los geht's.

Die Zeit verstreicht, es rührt sich nichts. Er wird wohl mit der Verkäuferin oder, falls schon zugesperrt war, mit einer Kellnerin ins Gespräch gekommen sein. Volkmar neigt dazu, die harmlosesten Situationen durch ein paar schauspielerische Kunstgriffe in kleine Shakespearsche Szenen zu verwandeln. Sein Hang zur Sprache und zum Grotesken verleitet ihn bei entsprechender Gelegenheit oft augenblicklich zu einem kleinen Auftritt. Kritisch wird es in solchen Situationen dann, wenn mein Freund seine Aktionen auf eine bereits konsumierte Menge Alkohol aufpropft, wobei nicht so sehr die Menge, sondern der Stoff das Kriterium bildet. War es etwas Dünnes, hat sein Publikum einen langen Aufbau zu erwarten, der durchaus in eine abgeschlossene Komödie münden kann. Waren es schärfere Sachen, stand eher ein baldiger Zusammenbruch bevor.

Da mir nicht aufgefallen ist, daß Volkmar schon bei der Fahrt ins Tal in gehobener Stimmung gewesen wäre, mache ich mir keine großen Gedanken, doch wird mit wachsendem Hungergefühl auch mein Ärger größer, weil er mich so lang warten läßt. Endlich, ich bin schon eine halbe Stunde auf dem Bahnsteig hin und her patrouilliert, kommt ein Signal – aber welches! Kein Telefonklingeln, nein, die laute Hupe vom Not-Aus-Signal! Ich renne in den Führerstand, will quittieren, aber – das Rotlicht bleibt. Kurz das Telefon abgehoben – Stille! Kein Zweifel! Der gute Mann in der Kabine hat die Laufwerkbremse gezogen. Jetzt ist die Bescherung fertig. Ich muß sofort ins Tal. Weil ich aber keine Lust verspüre, den Weg hinunter und wieder herauf – noch dazu bei diesem Sauwetter – zu Fuß zurückzulegen, kommt mir ein Einfall. Ich ziehe die Schischuhe an, hol' die Schi aus dem Keller, streife den Anorak über, und los geht's, hinaus in den Regen. In halsbrecherischer Fahrt, in jeder stockbewehrten Hand eine Taschenlampe, rutsche und hüpfte ich über die steile Grasnarbe neben der Seilbahntrasse hinab.

Nach 20 Minuten treffe ich, bis auf die Haut naß – vom Schweiß wohl mehr als vom Regen –, in der Talstation ein und sehe das Malheur. Volkmar sitzt in der Gondel und schnarcht. Neben ihm steht ein großer Sack mit der Verpflegung. Daß mein Freund das Opfer einer Fehldosierung geworden ist, muß ich nicht erraten, der Duft in der Kabine verrät alles. Ich steige auf das Kabinendach, lege den Sicherheitsgurt um und hänge mich an die Gondel. Wie gut, daß ich über die Rückstellung der Notbremse Bescheid weiß.

Das Aufziehen der starken Feder fordert mir die letzten Kräfte ab, zumal ich ohne Licht und deshalb unsicher arbeite, nervös und mit großem Kräfteverschleiß. Nach getaner Arbeit wecke ich Volkmar. Er zeigt wenig Verständnis für meinen Ärger.

Ihn in seinem Zustand in der Kabine zu transportieren, ist mir zu riskant. Er muß mit mir hinauf. Die Lebensmittel bleiben in der Gondel, und wir machen uns auf den Weg. Bis wir in unserem Domizil eintreffen, ist es zwei Uhr früh. Volkmar ist wieder voll auf der Höhe. Wir holen die Gondel mit der Verpflegung herauf, und dem verspäteten Abschiedsabend steht – bis zum Signal für die erste Fahrt – nichts mehr im Weg.

Edmund gesellt sich zu uns und erfreut sich an einem zweiten Frühstück. Ihn begeistert die farbige Ausdrucksweise von Volkmar, und er begreift schnell, daß er sich hier einer eigenen Welt gegenüber sieht, die sich nicht im Machbaren und Begreifbaren kundtut, sondern in den viel größeren Bereichen des Gedachten. Und die jugendliche impulsive Art, mit der Volkmar seine Beobachtungen um die Geschehnisse bei der Bahn mit seinen eigenen Vorstellungen in Beziehung setzt und sprachlich formuliert, macht Edmund fast im Augenblick zu einem andächtig Lauschenden. Sein aufmerksames Zuhören schließt Edmund mit der Bemerkung: „Ja, Wissen ist Macht! Jetzt verstehe ich diesen Spruch noch besser.“ Dann geht er in den Führerstand, während ich Volkmar noch ein Stück zur großen Bahn geleite.